

Halle'sche Zeitung.

Landeszeitung für die Provinz Sachsen und die angrenzenden Staaten.

Redaktion und Expedition Halle, Leipzigerstraße 97.

Halle a. S., Mittwoch 19. Mai 1897.

Sortirter Bureau: Berlin SW., Spandauerstraße 8

Anzeige-Gebühren... Die bei der Anzeigenerstattung...

Deutschlands Reich.

Die Standartweiche in Wiesbaden. Die Anmelde- und feierliche Weiche der Husaren-Regiment...

Der bei der Provinzialfeuerleitung in Berlin angestellte, ausübende Finanzminister...

Auf dem Bankett, welches gestern Abend Erzherzog Josef zu Ehren der Mitglieder der deutschen Landwirtschafts-Gesellschaft...

Trotz des überraschenden Ausganges der zweiten Sitzung des Seroviaris, der den Verlust eines Tages bedeutet...

Der Kaiser hat, wie das „Wiesb. Tagebl.“ meldet, dem Bürgermeister v. Zell mitgeteilt...

Der frühere Minister der landwirthschaftlichen Angelegenheiten Herr von Lucius ist dem Fürsten Bismarck...

Das „Wiesb. Tagebl.“ beiläufig die bereits von anderer Seite gemachte Mittheilung...

Am 9. der gestrigen Auseinandersetzung zwischen Herrn Förster und der konservativen Partei im Abgeordnetenhause...

Ueber die Auhung des Restors der Universität Straßburg bei seiner Majestät dem Kaiser macht die amtliche Korrespondenz...

Prof. Dr. Binowalden, der die amtliche des Universitäts-jubiläum im vertriebenen goldenen Amstette...

Ein Bild von der Freiheit des Einzelnen in dem sozialdemokratischen „Zukunftskreis“...

Gabriele.

Roman von M. Senten. (Fortsetzung aus Nr. 229.) Gabriele faltete das bunte rosa Papier auseinander...

Wieder waren 14 Tage vergangen, ohne daß Erta den Briefen der Mutter auch nur eine Zeile beigefügt hätte...

Er ist ein kleiner Kindstropf durch und durch. Alles was er sagt, alles was er denkt...

die der Behörde vorgelegt wurden, finden sich folgende Bestimmungen:

Der Arbeitsnachweis soll für beide Theile die Arbeitsnachfrage und -angebote regeln...

Wie schon früher gemeldet, werden nun in dieser Woche die drei deutschen Delegirten für eine Grenzabmachung...

Parlamentarisches.

Im Abgeordnetenhause hat Abg. Baron v. Gulebedt-Balaban einen Antrag auf Eröffnung des Gleichheitsgesetzentwurfes...

Der Präsident des Reichstages, sowie der Reichstag selbst lehnten wegen der wiederholten Beschlußunfähigkeit die Urabstimmung...

Der Kampf um das Vereinsgesetz.

In Abgeordnetenhause. Die zweite Verhandlung des Abgeordnetenhauses über die Vereinsgesetznovelle...

Man in seinem Alter, da lachte er und meinte: „Siehst Du, Erta, Du bist schlauer, als ich!“...

Das Bürgerliche Gesetzbuch. Näheres finden unsere Leser im Inzeratenthelle dieser Nummer.

Die politische Vereinigung sei geradezu der Anfang des Staats

Einmaliger Minister v. Voetischer kann eine, derartige Schauermaerei nicht begreifen; in einem Anfang zum Staatsrecht ist nicht die Rede. Unter den gegenwärtigen Verhältnissen der preussischen Staatsregierung ist es nicht möglich, dass man alle Ministerien bündeln kann...

Abg. von Lebusow formulirte kurz und klar den abzulehnenen Standpunkt seiner Partei, indem er erklärte, dass er während der Verhandlung über die Verfassung keine Verabredung mit dem Reichstag eingegangen sei...

Die heitere Art, die Bonhomie des Spreministers v. Voetischer - heute früh ist besprochen, führt zu dem Schluss, dass die Verfassung ein Werk ist, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann...

Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann. Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann...

Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann. Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann...

Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann. Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann...

Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann. Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann...

Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann. Die Verfassung ist ein Werk, das nicht durch die Willkür einzelner Minister zu Stande kommen kann...

Aus Nah und Fern.

Die Beisetzung des Herzogs von Anhalt hat gestern in Prag in der Familiengruft stattgefunden. In dem Graben konnten die Geleichen die Leiche nicht sehen, sondern nur durch die Fensterröhren blicken. Die Beisetzung erfolgte in der Familiengruft...

Am 18. Mai wurde der Leichnam des Herzogs von Anhalt in der Familiengruft beigesetzt. Die Beisetzung erfolgte in der Familiengruft...

Die Beisetzung des Herzogs von Anhalt hat gestern in Prag in der Familiengruft stattgefunden. In dem Graben konnten die Geleichen die Leiche nicht sehen, sondern nur durch die Fensterröhren blicken...

Telegramme.

Prag, 18. Mai. Trotz der heftigen Agitation der Nationalisten in den kaiserlichen Reichsrath hat die Regierung beschlossen, die Verhandlungen über die Verfassung fortzusetzen...

London, 18. Mai. Die Times melden, dass die amerikanische Gesandtschaft in Berlin die Proteste des englischen und deutschen Gesandten gegen die Bestimmungen der Eisenbahnkonvention in China mit dem belgischen Syndikat...

Vienna, 18. Mai. Die Wollauktion eröffnete heute bei sehr lebendiger Theilnahme. Die Preise sind im Allgemeinen niedriger als im Vorjahr...

London, 18. Mai. Das Unterhaus nahm die zweite Lesung der Vorlage, welche den Arbeitern eine Entschädigung bei Unfällen gewährt, nach zweitägiger Debatte an.

Wien, 18. Mai. Infolge eines blutigen Angriffes seitens der hiesigen Israeliten auf etwa 100 Katholiken wurde ein Mord verübt, bei dem ein Katholik getötet wurde...

Constantinopel, 18. Mai. Ein Erdbeben erschütterte die Stadt. Die Schäden sind nicht gering. Die Bevölkerung ist in großer Verwirrung...

Constantinopel, 18. Mai. Ein Erdbeben erschütterte die Stadt. Die Schäden sind nicht gering. Die Bevölkerung ist in großer Verwirrung...

Wien, 18. Mai. Infolge eines blutigen Angriffes seitens der hiesigen Israeliten auf etwa 100 Katholiken wurde ein Mord verübt, bei dem ein Katholik getötet wurde...

Wien, 18. Mai. Infolge eines blutigen Angriffes seitens der hiesigen Israeliten auf etwa 100 Katholiken wurde ein Mord verübt, bei dem ein Katholik getötet wurde...

Wien, 18. Mai. Infolge eines blutigen Angriffes seitens der hiesigen Israeliten auf etwa 100 Katholiken wurde ein Mord verübt, bei dem ein Katholik getötet wurde...

Wien, 18. Mai. Infolge eines blutigen Angriffes seitens der hiesigen Israeliten auf etwa 100 Katholiken wurde ein Mord verübt, bei dem ein Katholik getötet wurde...

Wien, 18. Mai. Infolge eines blutigen Angriffes seitens der hiesigen Israeliten auf etwa 100 Katholiken wurde ein Mord verübt, bei dem ein Katholik getötet wurde...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...

Prag, 18. Mai. Der evangelische Bund der Provinz Sachsen feiert heute und morgen in unserer Stadt seine Jahresversammlung, zu welcher bereits viele Freigläubige aus Nah und Fern erschienen sind...



George du Maurier.

Ein gewaltiger Erfolg, und bald darauf der Tod; — das iſt ſo ziemlich Alles, was die große Welt von George du Maurier's Schickſal weiß. Der ſo raſch zur Verühmtbeit gelangte Verfaſſer von „Trilby“ hat ſich ſeines wunderbaren Erfolges nur kurze Zeit erfreuen können; am 8. Oktober v. J. iſt er ganz unerwartet in London einem Lungenleiden erlegen. George du Maurier wurde 1834 in Paris geboren und entwickelte frühzeitig ein Talent zum Zeichnen, das er ſpäter in Paris, Antwerpen und Düſſeldorf ausbildete. Er arbeitete mit ſolchem Eifer, daß er ſich inſolge von Ueberanſtrengung ein Augenleiden zuzog und auf einem Auge erblindete. Von 1864 an wurde er ſtändiger Mitarbeiter des berühmten Wiſtblattes „Punch“. Urſprünglich wollten ihm die Eigenthümer des „Punch“ Schwierigkeiten bereiten, als es ſich um ſeinen amerikaniſchen Trilby-Vertrag handelte, denn ſie waren der Meinung, daß ſie ein ausſchließliches Anrecht auf des Künſtlers Arbeit beſäßen. Du Maurier belehrte ſie jedoch eines Besseren. „Liebe Herren“, ſchrieb er ihnen zurük, „von Punch (Punſch) allein kann der Menſch nicht leben.“ Längſt war George du Maurier durch die geiſtreichen Erzeugniſſe ſeines Stiftes, beſonders durch charakteriſtiſche und lebenswahre Darſtellung der Londoner Geſellſchaft in den weitesten Kreiſen bekannt und beliebt. Da betrat er zu allgemeinem Erſtaunen ein für ihn ganz neues Gebiet, er wurde Schriftſteller. Eine Popularität in ungeahnter Weiſe errang ſein Roman „Trilby“. In jeder Nummer hatte der New-York Critic von neuen Veranſtaltungen zu Ehren Trilbys zu berichten: in Konzerten ſang man ihre Lieder, man ſtellte einige Szenen des Buches in lebenden Bildern dar, Prediger knüpften auf der Kanzel erbauliche Betrachtungen daran, eine neugegründete Stadt in Florida erhielt den Namen „Trilby“ und alle ihre Straßen und Plätze wurden auf dem Plan nach den bekannten Perſonen des Romans benannt; es folgte auch bald eine Bühnenbearbeitung und der „Critic“ gab das Büchlein „Trilbyana“ heraus, in dem alle Kundgebungen des Trilby-Kultus geſammelt und vereinigt waren. Auch die Induſtrie wollte nicht zurükſtehen; Trilby-Handſchuhe, Kravatten, Manſchetten und Hüte erſchienen in den Ladensfenſtern und fanden Beifall und Abſatz. George du Maurier, der bis dahin in mäßigem Wohlſtand eine Villa in Hampstead Heath bewohnt hatte, war mit einem Schlag zum reichen Mann geworden. Für Trilby wurden ihm als Honorar und Gewinnantheil nach und nach gegen 100 000 Dollars bezahlt, dazu kam noch der Ertrag der Dramatiſirung und ein Honorar von 50 000 Dollar für ſein letztes Werk „The Martian“, das jetzt in Harper's Magazine herauskommt. Man darf alſo die Summe, welche ihm die Romane eingebracht haben, wohl auf 200 000 Dollars, nahezu eine Million Mark, ſchätzen. Wie es zu ſeinen veränderten Verhältniſſen paßte, hatte du Maurier ein ſtattliches, bequem gelegenes Haus in der Oxfordſtraße nahe bei Hyde Park und Kenſington Gardens bezogen, wo er leichter den Verkehr mit ſeinen Freunden zu pflegen und die Vortheile der Großſtadt zu genießen hoffte. Dort hat ihn der Tod ereilt. Mein Erfolg iſt zu groß geweſen, er hat mich zu Grunde gerichtet“, klagte er den Seinigern, die ſein Krankenbett umſtanden. Er hatte der Welt ſein Beſtes gegeben, ohne den Beifall der Menge zu begehren. Als ſein Ruhm die Länder durchflog und ſein Name in Aller Munde war, ſtaunte er ſelbſt am meiſten über dies unerwartete Gelingen. Es wird ihm auch an Nachruhm nicht fehlen. Trilby ſelbſt, die drei Maler und ihr luſtiges Künſtlerleben, die trotz ihrer abſtoßenden Widerwärtigkeit ſo luſtig gezeichnete Figur des Sengali, der ausgeſessene Bouzou, der treue Geko und alle die andern nach dem Leben gezeichneten Charaktere werden dem Leſer unvergeßlich bleiben.

(Nachdruck verboten.)

Trilby.

Roman von George du Maurier
Deutſch von Marg. Jacobi.

1)

Erſter Theil.

„Mimi Binſon iſt ein Blondkopf,
Ein Blondkopf, wohlbekannt;
Sie hat ein einzig Häubchen,
Ein einziges Gewand!“

Ein Apriltag mit hellem Sonnenschein und Regenschauern. Durch das große Atelierfenſter, das oben offen ſteht, ſtrömt eine

angenehme Kühle herein. Endlich läßt ſich doch einigermaßen Ordnung herſtellen! Der Stußfügel von Broadwood iſt eingetroffen, als Frachtkübel mit dem langſamen Güterzug — in Frankreich nennt man's la petite vitesse. Er nimmt jetzt, neu geſtimmt, die rechte Wand ein, während eine Kiſtkammer von Nappieren, Fechtmasken und Vogerhandſchuhen drüben auf der andern Seite hängt.

Ein Kletterſtick mit Knoten, ein Luſtfell und zwei nebeneinander herabhängende Taue mit Ringen am Ende, ſind an einem der ſtarken Deckbalken befeſtigt. Die mattröthen Wände ſchmücken Gipsabgüſſe von Armen, Weinen, Händen und Füen; ferner ein Dantekopf, Michelangelos Hautrelief von Beda mit dem Schwan, auch ein Kentaur und ein Lapithe aus Eginus Antikenſammlung; es liegt nirgends Staub darauf, er hat noch nicht Zeit gehabt, ſich zu ſammeln. Auer einigen Akstudien in Del ſieht man auch Kopien nach Tizian, Rembrandt, Velasquez, Rubens, Tintoretto, Leonardo da Vinci — dagegen ſind Botticelli, Mantegna und Genoffen nicht vertreten; ihre Verdienſte hatten ſich damals dem großen Hauſen noch nicht geoffenbart.

Auf einem breiten Sims, das ſich in beträchtlicher Höhere rings an den Wänden entlang zieht, ſtehen noch viele Gipsabgüſſe, Terrakotten und Bronzeſiguren: ein kleiner Theſeus, eine kleine Venus von Milo, ein kleiner Diskuswerfer, ein kleiner geſchundener Mann, der drohend die Fauſt gegen den Himmel erhebt (wer wollte ihm das auch in ſeinem Zuſtand verargen?). Daneben prangen ein Löwe und ein Eber von Barze, ein künſtliches Pferdegerippe, dem die Ohren und drei Beine fehlen, ein Pferdekopf vom Parthenongiebel, gleichfalls ohne Ohren, eine Clotia mit der ſchönen niedern Stirn, dem ſüen ſchmachenden Blick und der wunderbaren Schulterbewegung nach vorn, durch die der Buſen ſo unvergleichlich ſchöne Formen annimmt, daß er alle Künſtler von jeher bezaubert hat.

Beim Ofen hängt der Bratſpie, eine Pfanne, die Toaſtgabel und ein Blaſebalg. Daneben, im Schrank mit der Glaſthur, ſieht man Teller, Gläſer, ſahlerne Meſer, Gabeln mit ſchwarzen Holzgriffen und Löffel von englichem Zinn; auch eine Salatiſchuſſel nest Del- und Eſſigflaſchen, zwei Senfköpfe (für englichen und franzöſichen Senf) und mehr dergleichen, Alles bliblank und rein. Auf dem Fußboden, der für ſchweres Geld angeſtrichen und gewicht worden iſt, liegen zwei Leopardenfelle und ein großer perſicher Gebetsteppich. Nur unter dem Luſtfell und weit ab von dem großen Fenſter, hinter dem für das Modell beſtimmten erhöheten Tritt, ſind grobe Matten ausgebreitet, damit man ſechten und bogen kann, ohne auszugleiten, und ſelbſt, wenn man fällt, mit heißen Knochen davonkommt und den Hals nicht bricht.

Die beiden Fenſter, die nach Oſten und Weſten gehen, ſind mit Leben und ſchweren Vollaſgardinen verſehen, durch die man den Sonnenaufgang und Untergang, je nach Bedarf, hereiſlaſſen oder auſſchließen kann. Ringsum ſieht man allerlei Nichen, Vorſprünge und Winkelchen, die ſich im Laufe der Zeit mit zahlloſem Tand, mit Nippesſachen, perſönlichem Eigenthum und neuen Anſchaffungen füllen werden. Durch ſolchen Kramſtrame

erhält ein Raum erst sein behagliches, heimatliches Aussehen; der Mensch vergißt ihn auch nie im Leben wieder und verweilt dort oft und gern mit seinen Gedanken in wehmüthiger Erinnerung.

Vor dem nach Norden gelegenen Atelierfenster aber, das zum Handwerk gehört, steht ein Riesensofa, das so breit und groß und wundervoll weich ist, daß drei wohlgenährte, seelenfrohe Engländer, ohne einander im Wege zu sein, bequem ausgestreckt zusammen darauffliegen und ihre Pfeifchen rauchen können. Und das thaten sie oft.

Einer dieser Engländer — er kam aus Northire und wurde Taffy genannt (oder auch Vollblut, weil er weitläufig mit einem Baron verwandt sein sollte), war jedoch zur Zeit auf andere Art beschäftigt. Nur mit Hose und Hemd bekleidet, die Aermel weit zurückgestreift, ließ er ein paar Indianerkeulen im Kreise um seinen Kopf herumwirbeln. Große Schweißtropfen standen ihm auf der Stirn, sein Gesicht war stark geröthet und er schaute wild darein. Der junge Mann war sehr groß und blond, hatte gute, aber etwas jähzornige, blaue Augen, und die Muskeln seiner nervigen Arme schienen so fest wie Eisenhände.

Drei Jahre lang war er wohlbestallter Offizier im englischen Heer gewesen und hatte den Krimkrieg mitgemacht, ohne eine Schramme davonzutragen. Fast wäre er bei dem unsterblichen Reiterangriff von Balaklawa einer der berühmten Sechshundert gewesen, hätte er nicht gerade an jenem wichtigen Tage im Hospital gelegen, mit einem verstauchten Fuß, den er sich beim Vockspringen geholt, das man zur Kurzwil in den Laufgräben betrieb. Statt Ruhm und Ehre zu erwerben, oder ein frühes Grab, mußte er so schmählich sein Glück verschmerzen! Dies Mißgeschick konnte er nicht verwinden; es verleibete ihm das Soldatenleben gründlich. Bald darauf ergriff ihn eine unwiderrstehliche Sehnsucht nach der Kunst; er hing die Uniform an den Nagel und arbeitete jetzt in Paris, im Schweife seines Angesichts, wie wir gesehen haben.

Taffy hatte hübsche, regelmäßige Züge, doch trug er leider, außer seinem großen Schnurrbart, noch ein paar riesige Backenbärte, wie sie damals Mode waren bei der Jugend, wofern diese Zeit (und Haar) genug hatte, um sich den Luxus zu gestatten. Je größer und blonder der Backenbart, desto schöner der Jüngling. Heutzutaae, mit unsern glatten Wangen, scheint uns das schier unglaublich.

Ein anderer Inbiss des Ateliers — dieser Stätte der Glückseligkeit — Sandy, der Laird (oder Gutsherr) von Cockpen benamft, saß, ebenso leicht gekleidet, an seiner Staffelei und malte das naturgetreue Ebenbild eines spanischen Toreadors, der einer hochedlen Dame bei hellem Tage ein Ständchen bringt. Sandy war nie in Spanien gewesen, aber er hatte auf dem Boulevard du Temple den ganzen Aufzug des Toreadors um einen Spottpreis erstanden; nur die Guitarre brauchte er noch zu miethen. Seine Pfeife war ihm eben ausgegangen, und er hielt sie verkehrt im Munde, das heißt, die Oeffnung nach unten, so daß sich die Asche über seine Beinkleider ergoß, in die er auf solche Art häufig Löcher brannte.

Halb unbewußt begann er jetzt in angenehmem schottischen Dialekt die folgende Strophe laut zu deklamiren:

„Hier in Paris ist die famose
Ru Nov de Petty Chong, du weißt,
So nennt sie nämlich der Franzose,
Was, Neue kleine Feldstraf' heißt . . .“

Der schöne Vers mußte ihm wohl gefallen, denn er lachte über das ganze Gesicht und sah so stillvergnügt, so glücklich und wohlgenüth aus, daß Einem das Herz ansging, wenn man ihn nur ansah.

Auch er hatte umgesattelt und den für ihn bestimmten Beruf verschmäht. Nach dem Willen seiner auten frommen Eltern,

die in Dundee wohnten, sollte er königlicher Kanzlist werden, wie sein Vater und Großvater vor ihm. Statt dessen saß er jetzt im lustigen Paris, malte Toreadore und deklamirte in der Freude seines Herzens die Ballade von der berühmten Fischsuppe Bouillabaisse, die er weit öfter im Munde führte, als sein Morgen- und Abendgebet.

Die Ellenbogen auf das Fenster Sims gestützt, kniete der dritte und jüngste der Kunstgenossen, den man den kleinen Billy nannte, auf dem Sofa. Er hatte den grünvollenen Vorhang fortgeschoben und ließ nun seine Blicke über alle Dächer und Schornsteine von Paris und weit in die Runde schweifen; dazu kaute er eine Semmel nebst einem schmackhaften Knackwürstchen, das stark nach Knoblauch roch. Er aß mit großem Behagen, denn er hatte den ganzen Morgen in Carrels Atelier nach dem lebenden Modell gezeichnet und war sehr hungrig.

Der kleine Billy, ein zierlicher, schlanker Junge, stand im einundzwanzigsten Lebensjahr; er hatte große, dunkelblaue Augen, regelmäßige Züge, kohlenschwarzes Haar und eine weiße, von bläulichen Adern durchzogene Stirn. Durch sein feines, anmuthiges Figürchen, die kleinen Hände und Füße und einen wohlgepflegten Anzug stach er vortheilhaft von seinen Freunden ab, die sich alle Mühe gaben, es den Eingeborenen des Quartier latin an sorgloser Unmanier noch zuoruthun, was ihnen auch trefflich gelang.

Während der kleine Billy seine Semmel kaute, betrachtete er auch das Menschengewühl unten auf dem Platz St. Anatole des Arts und die alten Häuser gegenüber, von denen mehrere gerade abgetragen wurden, sie wären sonst wohl aus eigenem Antriebe zusammengestürzt. Durch die so entstandenen Lücken sah er alte, zerbröckelnde, mißfarbige Mauern, mit geheimnißvollen Fenstern und alterthümlichen, eisernen Altanen, an denen der Rost nagte. Bei ihrem Anblik fühlte er sich ins Mittelalter versetzt; er träumte von den alten Pariser Mysterien, von Liebe, Haß und Bluthaten in längst vergangenen Zeiten.

Eine Mauer war ganz durchgebrochen, so daß der Fluß zum Vorschein kam, die Cité und die unheimliche, alte Morgue; ein wenig nach rechts ragten die grauen Thürme von Notre Dame de Paris in den blaugefleckten Aprilhimmel empor; ja man brauchte seine Einbildungskraft nur wenig anzustrengen, um ganz Paris zu seinen Füßen zu sehen. Das war dem kleinen Billy etwas so Neues, und er fühlte sich so freudig erregt, daß die Sprache keine Worte hatte für sein Entzücken.

Paris! Paris!! Paris!!!

Der bloße Name hatte stets einen Zauberklang für ihn belesen, mochte er ihn nun hören, sehen oder aussprechen. Und nun schaute er das Wunder endlich mit eigenen Augen, und, er selbst — ipsissimus — durfte mitten darin leben und lernen, so lange er wollte und ein großer Künstler werden, wie er es so heiß ersehnte.

Nach beendetem Imbiss zündete er sein Pfeifchen an und warf sich mit einem tiefen Seufzer aus übervollem Herzen der Länge nach aufs Sofa.

Ein solches Glück hatte der kleine Billy noch nie gekannt, es nicht einmal im Traum für möglich gehalten. Und doch war er sein Leben lang glücklich gewesen. Bei seiner zarten Jugend mußte er noch nichts von der Welt in ihrem sündhaften Treiben, er verstand wenig Französisch und noch weniger von den Pariser Sitten, wie sie im Quartier latin gang und gäbe sind. Sein verstorbener Vater hatte eine Stelle im Schaßamt bekleidet; der Sohn war nie zur Schule gegangen, sondern zu Hause unterrichtet worden. Seine Knabenzeit hatte er in London verlebt mit Mutter und Schwester; da aber ihre Verhältnisse ziemlich beschränkt waren, wohnten sie jetzt in Devonshire. Das Atelier in Paris hatte er zusammen mit seinen beiden Freunden, Taffy

und dem Laird, gemietet. Letzterer schlief auch dort, in einem kleinen Nebenzimmer, während Taffy sein Nachtquartier im Hotel de Seine aufschlug, das in der gleichnamigen Straße lag. Der kleine Billy selbst wohnte im Hotel Corneille auf dem Platz de l'Odéon.

(Fortsetzung folgt.)

Der Zebrafang am Kilima-Ndscharo.

Vom Zebrafang beim Mbuguni (Kilimandscharo) entwirft Lieutenant F. Bronsart v. Schellendorf in der „Deutschen Kolonialzeitung“ eine interessante Schilderung. Man sagt gewöhnlich, daß die Zebras das schäufste Wild Afrikas seien. Nach meinen Erfahrungen, schreibt Herr von Bronsart, sind sie in offener Steppe eher zutraulich und neugierig, während Zebras in gebirgigen und kuppirkem Terrain schon vorsichtiger sind. Ein langsame Heranschießen ist allerdings sehr schwer; das können die Zebras für ihr Leben nicht vertragen und erinnert sie jedenfalls an ihren Hauptfeind im Tierreich, den Löwen. Geht der Jäger offen und ungeniert so, daß er sich nicht direkt den Tieren nähert, sondern ihnen trotz scheinbaren Vorbeigehens immer etwas näher kommt, so halten die Tiere bis auf ganz nahe Entfernungen aus (50 Meter), ja oft kommen einzelne neugierig noch etwas näher angetrabt. Die Eigenschaften des Zebra brachten mich auf die Idee, Heerden von ihnen nach bestimmten Plätzen resp. in Umzäunungen hineinzutreiben. Der Umstand, daß Zebras hier zu Tausenden wild leben, sowie die immer energischer auftretende Nothwendigkeit, in unseren Kolonien ein kräftiges, den schädlichen Einflüssen des Klimas nicht ausgefektetes Jagdtier zu haben, ist der Grund zurecht, weshalb ich mit allen Mitteln daran gehe, das Zebra in unseren Diensten nutzbar zu machen. Ich habe im Ganzen in sechs Monaten durch Einzelfang Eingeborener und durch Treiben, welche ich selbst veranstaltete, mit ca. 3—400 Menschen 24 Zebrafohlen gefangen, von denen allerdings viele krepirt sind, da ich mit erster Behandlung, bestem Ersatz für Muttermilch u. s. w. noch keine Erfahrung hatte. Jetzt ist das anders und ich hoffe, in Zukunft den größten Theil gut durchzubringen. Die zu den Treiben verwendeten Ndorobbos sind ausgezeichnete Jäger, für sie sind die Treiben eine Art Sport geworden, zu denen sie gern kommen, und auch für jeden Europäer ist es ein Sport, wie er aufregender und interessanter nicht gedacht werden kann.

Das letzte Treiben, bei welchem 3 Zebrafohlen, 4 junge Gnus und ein halbwüchsiges Strauß gefangen wurden, was das lehrreichste und interessanteste. Frühmorgens war sogar ein Löwe mit hineingerathen; die Ndorobbos behaupten aber, nicht zu wissen, wo er herausgekommen ist; jedenfalls ist ihm wohl respektvoll Platz gemacht worden. Ich hatte wie gewöhnlich, auf dem eine Stunde von Mbuguni entfernten Jagdhügel übernachtet, wohin ich gegen Abend gefahren war. Für den nächsten Morgen hatte ich alle Ndorobbos unter ihren Häuptlingen Salonik und Lates entboten, und sie kamen auch so zahlreich, wie nie vorher, ca. 300 Mann. Die Ndorobbos gingen in einem großen Bogen um das zwischen dem Jagdhügel und dem Rikuletun-Fluß belegene, offene Jagdterrain im Sänfemarsch herum und ließen alle 3—400 Meter zwei bis drei Mann stehen. Die Tete kam gegen etwa 9 Uhr bei mir auf dem Jagdhügel an. Ich hatte mit Askaris und Suahelarbeiten die Linie zwischen Jagdhügel und Fluß geschlossen und sandte nun zur Verstärkung dieser Linie noch 20 Ndorobbos hinein. Schon von 6 Uhr Morgens an konnte ich vom Jagdhügel aus mit dem Fernrohr die allmähliche Entwicklung der Treiberlinie verfolgen. Diesmal waren mehrere Trupps von Zebras zu je 10 bis 20 Stück mit 6 bis 8 Fohlen und eine Gnu-Heerde von circa 50 Stück auf ungefähr 1—1½ km vom Hügel in der Treiberlinie. Von den kleinen Thomson-Gazellen war die Ebene wie gewöhnlich besät. Wenn man es darauf anlegt, nur Zebras zu fangen, so sind Gnus im Treiben nicht wünschenswert, da diese Thiere mit ziemlicher Energie alle Augenblicke mit Gewalt irgendwo durchzubrechen suchen. Um 8 Uhr entdeckten wir in der Richtung Meru eine große Heerde Gnus und Zebras, wohl 150 an der Zahl, nebst 11 Straußen. Etwa um 10 Uhr kamen riesige Staubwolken von Nordwest heran, aus denen sich nach und nach unzählige Zebras und Gnus erkennen ließen, und gleich-

zeitig kam im langen Galopp jene Heerde von Westen dazu, voran die 11 flüchtigen Strauße. Jetzt fing das Haupttreiben und die Aufregung an. Alle Thiere waren tadellos angelegt. Das Bild war wundervoll. Wolken standen am Himmel, so daß die schon heiße Sonne Streiflichter auf die Steppe warf, die fortwährend wechselte. Zu unseren Füßen jagten, aufgeschreckt, schattengleich, kleine Trupps von Thomson-Gazellen dahin. Nach dem Sania zu, auf circa 1000 Meter, stand eine riesige Zebra-Heerde, welcher sich die kleinen Trupps vom Morgen angeschlossen hatten. Etwa 100 bis 120 Zebras standen dicht geschlossen; weitere 100 in Reihen verstreut, bald hier, bald dorthin verlaufend und umherjuchend. Eine Heerde von 50 Gnus machte schon jetzt die verschiedensten Versuche, durch die Linie zu brechen, wurde fürs Erste aber noch durch Schreckschüsse daran verhindert. Jetzt erschienen Ndorobbos auf allen Theilen der Linie, laufend, lärmend und springend, mit Speeren, Bogen und Keulen. Die Linie war geschlossen und in zwei großen Zügen wälzten sich die Wildheerden zwischen Jagdhügel und Mbuguni auf 300 m heran. Wohl wenig Menschen ist ein ähnliches Schauspiel beschaffen, wie ich es nun schon zum siebenten Mal in ähnlicher Weise, nur nicht so fabelhaft belebt wie heute, genöß. Nach Verabredung hielt die ganze Treiberlinie auf Heben einer weißen Flagge an, ordnete sich und gleich die Abstände aus. Dann senkte ich die Flagge, und nun ging es in langsamem Tempo, ohne Schreien, gleichmäßig vorwärts. Auf meine Anordnung hörte von nun ab jedes Stürmen auf, nm die Thiere nicht kopflos zu machen. Wie gewöhnlich suchte ein großer Theil der Zebras und Gnus durchzubrechen, erhielt aber auf 100 m Schüsse und wendete wieder ins Treiben zurück. Nur etwa 30 Gnus und 10 Zebras brachen dicht bei mir durch. Zum Glück gelang es, die Linie so zu schließen, daß der Rest wendete und auch wieder ins Treiben zurückging. In der halben Stunde, in welcher ich nun die Ebene in der Treiberlinie bis zum Wald zu durchschreiten hatte, hörten die aufregenden Momente nicht auf. Plötzlich wendeten die Strauße und rannten flügel Schlagend direkt auf die Ndorobbos los; noch mehrere Male machten Zebras und Gnus Durchbruchversuche, ehe wir sie zwischen Hügel, Waldbrand und Fluß hatten. Nun ließ ich die ganze Linie halten, um die Thiere sich beruhigen zu lassen. So standen wir uns, Menschen und Thiere, auf ca. 300 Meter gegenüber — eine Art Waffenstillstand. Ich habe einen besonderen Grund, solche Ruhepausen eintreten zu lassen. Viele von den früher gefangenen Fohlen waren so ermattet vom Treiben, bei dem ja die Thiere fortwährend hin- und hergaloppiren, während die Menschen stetig allmählich vorrückten, daß sie meist 8 bis 10 Tage später in Folge von Lungenkrankheiten krepirten. Nach etwa einer Viertelstunde gab ich das Zeichen, und die ganze Linie setzte sich in Bewegung. Hier brachen wieder etwa 20 Gnus und einige Zebras durch, während der Rest in der gewöhnlichen Richtung zwischen Hügel und Fluß nach Mbuguni zu trabte. Es war nun die ganze Linie vom Fluß bis zum Endpunkt der geöffneten Dornenboma geschlossen, und zwar so dicht, daß die einzelnen Menschen etwa 3 bis 4 m Abstand hatten. Ich hatte heute Hoffnung, sogar Zebras oder Strauße in die Boma zu treiben. An der Thür derselben lagen zehn Mann tief versteckt, um im geeigneten Augenblicke hinter den hineingerathenen Thieren mit Dornen zu schließen. Alle Leute hatten strenge Instruktion, auf ihren Plätzen zu bleiben und sich nur zu zeigen. Die Strauße waren, flügel Schlagend, bereits hineingelaufen, während die große Heerde Zebras und Gnus ungeschlossen am Fluß stand und ansehend Kriegsrath hielt. Wenn jetzt nur alle Leute ihre Pflicht thun und stehen bleiben! Und wenn die Situation so auch eine halbe Stunde und länger dauert! Aber, Afrika ist das Land der Ueberraschungen, und besonders seine Eingeborenen thun redlich das übrige, um einem Ueberraschungen zu bereiten. Kurz, ein sonst sehr zuverlässiger Askari, Alimassi mit Namen, der den Zebra am nächsten stand, fand wohl, daß nun etwas geschehen müßte, er ermannte sich und — gab einen Schuß ab. Im Nu verloren Zebras und Gnus den Kopf, und auf dem Weg, den sie gekommen waren, ging es bei den Gnus, die jetzt die Führung hatten, mit gesenkten Hörnern, bei den Zebras mit angelegten Ohren und Ausschlagen, schnurstracks auf die Treiberlinie los und mit Gewalt hindurch. Weg waren sie! Aber vier junge Gnus und drei Zebrafohlen tauchten nach und nach, geführt von Ndorobbos, aus dem hohen Gras und den Büschen auf; auch der junge Strauß war gefangen. Durch dies hübsche Fang-Resultat war ich mit dem Schicksal wieder versöhnt.

Allerlei.

Eine erfolgreiche Freundschaftsprobe. Durch die große Brandkatastrophe in Paris ist der mindestens schon zehnmal todtgefagte, ziemlich bekannte Pariser Bildhauer Lemice-Terrieux geräuchlofer in eine bessere Welt eingegangen, als es unter anderen Umständen geschehen wäre. Diesmal ist er wirklich todt und begraben. Anknüpfend daran wird nun in einer Pariser Zeitschrift folgendes wahre Hstörchen erzählt: „Lemice war einer ersten Pariser Gourmets; ziemlich reich, führte er eine vorzügliche Küche in seinem Junggejellenheim zu Bassy, und nicht selten fand man bei ihm drei bis vier Dugend vergnügte Zecher. Eines schönen Tages bekamen fast alle seine Freunde die Nachricht, daß er gestorben sei — allerdings hatte er sich 14 Tage lang krank fagen lassen und keinen seiner Bekannten empfangen. Nun kam die gebräuchliche Einladung zur Beftattung, die am folgenden Tage stattfinden sollte. Der Zug sollte sich um 1/5 Uhr Nachmittags von seinem Hause aus in Bewegung setzen. Das war ungefähr dieselbe Zeit, in dem er seine opulenten Diners zu geben pflegte. Lemice ließ den Empfangsalon schwarz ausstatten, und unten vor dem Thore standen auch einige Trauervagen. In einem kleineren Saal stand der angebliche Sarg des verstorbenen Hausherrn. Aber Lemice wartete umsonst. Gegen 1/5 erschien etwa der zehnte Theil der Eingeladenen. Kaum hatten sie den großen und den kleinen Saal passiert, als plötzlich die große Klügelthür aufging und ein weißgekleideter Koch mit lauter Stimme rief: „Die Herren sind zu Tische gebeten!“ Tableau! Selbstverständlich war diese Episode am nächsten Tage in Paris auf allen Boulevards verbreitet — aber von da ab wußte Lemice, wen er zu seinen Diners heranziehen sollte.

Eine Unterredung mit André. Trotz seines Mißgeschickes während des vorigen Sommers, wo ihn die ungnädigen Winde verhinderten, seinen Plan auszuführen, den Nordpol zu erreichen, ist André jetzt wieder bereit, seine kühne Ballonfahrt anzutreten. Von neuer Zuversicht erfüllt und mit neuer Kraft ausgerüstet, gehört er zu den Männern, die sich von ungnädigen Verhältnissen nicht entmutigen lassen, um das vorgesetzte Ziel zu erreichen. André hat den Winter dazu benützt, um seine Studien zu vervollständigen, die Pläne nochmals zu prüfen und einige Unvollkommenheiten in der Konstruktion des Ballons zu verbessern. Derselbe wurde von Sachambre in Paris untersucht, nach Göteborg zurückgeschickt und liegt jetzt wohl eingepackt auf dem Dampfer „Evenskjund“, wo Alles zur Abfahrt bereit ist. Vor seiner Abreise hat André mit einem Berichterstatter eine Unterredung gehabt, der Korrespondent theilt darüber Folgendes mit:

Göteborg, 17. Mai. Ich kam heute in Göteborg an, um der Abfahrt André's beizuwohnen. Der „Evenskjund“ liegt, mit einem starken Eisbrecher versehen, den die Regierung zur Verfügung der Expedition gestellt hat, im hiesigen Hafen. Das Schiff ist 45 Meter lang und hat eine Besatzung von 7 Offizieren und 32 Mann. Ich ging an Bord, wo mich der Kapitän in liebenswürdigster Weise empfing und herumführte. Da das Schiff nur wenig Platz für Lasten hat, so ist der Ballon in seiner enormen Riste auf dem Mitteldeck untergebracht. Vorn liegen große Apparate zur Erzeugung des Füllgases. André und seine Begleiter Strindborg, Swendenborg und Iwensel werden sich morgen einschiffen, während der Rest des Protokants nebst den übrigen Apparaten und Instrumenten einige Tage später mit dem „Virgo“ abgehen wird, da der „Evenskjund“ keinen Platz hat, Alles aufzunehmen. André ist gestern aus Stockholm hier angelangt und wohnt bei seinem Bruder, dem Kapitän, der alle Vorbereitungen für die Expedition getroffen hat. André empfing mich sehr freundlich. Er ist wegen des kürzlich erfolgten Todes seiner Mutter in tiefe Trauer getaucht; aus seinen Zügen sprechen Energie und Muth, und männliche Eiderheit leuchtet aus seinen Worten hervor. Ich fragte André, ob er Verbesserungen mit dem Ballon vorgenommen habe. „Ja“, sagte er, „ich habe den Ballon um 300 Kubikmeter vergrößert, indem ich ihn in der Mitte durchgeschnitten und eine Zone von einem Meter Breite zwischen den beiden Halbkugeln eingepackt habe. Er entspricht jetzt allen Anforderungen. Nachand, der Nefse Sachambre's, reist mit nach Spitzbergen, um den Ballon nochmals zu untersuchen.“ „Wann“, fragte ich weiter, „glauben Sie in Spitzbergen anzukommen?“ „Wir hoffen“, entgegnete er, „Tromsö am 24. Mai zu erreichen; dort erwarten wir die „Virgo“. Beide Schiffe werden hoffentlich am 1. Juni in Spitzbergen ankommen. Die Vorbereitungen sind dann am 20. Juni beendigt, also fünf Wochen früher als im vorigen Jahre. Morgen Abend verlassen wir Göteborg. Diesmal ist der Brieftaubendienst besser organisiert und in Tromsö eine Station errichtet, wo die Thiere trainirt werden.“

Die Kraft der Schneelawinen ist, wie die glücklichweise nicht allzu häufigen Berichte über die bei den Niedergängen entstandenen Verheerungen beweisen, ganz enorm. Um einen Begriff diese

elementaren Kraft zu geben, ist, wie die Zeitschrift „Technik“ meldet, der Niedergang der Lawine im Gemmy-Baß in der Schweiz vom 11. September v. J. rechnerisch in mechanische Kraft umgejert. Es ergab sich eine Energie von 4 400 000 000 Meter-Tonnen. Da das Phänomen nur eine Minute zum Niedergang brauchte, so entwickelte es in dieser Minute 1 000 000 Pferdestärken. Diese, in elektrische Energie umgewandelt, entsprächen einer Jahresbeleuchtung von 90 000 Glühlampen von 16 Normalkerzenstärke bei einer täglichen Brenndauer von fünf Stunden.

Der sonderbare Schubkarren. Vor drei Jahren ungefähr, so erzählt nach der „Romanwelt“ eine südafrikanische Zeitung, soll ein reisender Radfahrer einen großen Bezirk Transvaals in einen abergläubigen Schrecken versetzt haben. Er kam Nachts durch die Wälder, und früh am Morgen bemerkten zwei Boerenknaben, die Schmetterlinge fangen wollten, die Spur des Rades. Mit der ihrer Klasse eigenthümlichen Neugier folgten sie der Spur mehrere Meilen weit und brannten darauf, die Bekanntschaft eines Mannes zu machen, der im Stande war, ohne sich auszuruhen, eine Schubkarre so lange vor sich herzuführen. Als man den Wandersmann aber immer noch nicht finden konnte, kam man auf den Gedanken, es müßte ein Dieb sein, und lief zu den Behörden. Der Dorfälteste machte sich mit einem Trupp bewaffneter Männer auf die Suche. Gegen Mittag ließ man die Pferde grasen und untersuchte mit verdoppeltem Eifer die geheimnißvolle Spur. Da rief der Eine der Schöpplendächter plötzlich: „Wenn es aber eine Schubkarre war, wo find denn die Füße des Mannes?“ „Mein Gott“, rief der Beamte, „daran habe ich noch gar nicht gedacht, es ist wahr, da sieht man das Rad, aber keine Fußspur! Das muß ein Geist sein, Jungens, macht Euch aus dem Staube!“ — Bis auf den heutigen Tag sollen die benachbarten Boeren die Stelle als verhext ansehen und fürchten.

Ueber die Entstehung der Preussischen Klassen-Lotterie Im Jahre 1763 legte der Italiener Casabigi dem König Friedrich II. den Plan zur Einführung einer Zahlen-Lotterie vor, welcher auch genehmigt wurde. Aus den Ueberprüfungen jeder Ziehung erhielten fünf Mädchen eine Aussteuer. Die Ziehungen geschahen auf dem Rathhause durch zwei Waisenknaben; gegenwärtig waren der Gouverneur, der Lotterie-Kommissarius und zwei Schöpplendächter. Anfänglich wurde die Lotterie für königliche Rechnung verwaltet, dann dem zum Kommerzienrath ernannten Casabigi übertragen. Als dieser in Folge seines verschwenderischen Lebens bankrott wurde, wurde die Lotterie den Grafen von Hies und von Eichstädt 1766 in Pacht gegeben. 1767 wurde neben der Zahlen- noch eine Klassen-Lotterie errichtet, in ähnlicher Form, wie sie noch jetzt besteht.

Vom Büchere...

In dieser Stelle werden alle eingehenden Bücher und Broschüren veröffentlicht. Besprechungen nach Auswahl vorbehalten.

— Es ist eine weit verbreitete, aber vollständig irrige Ansicht, daß das Kochen mit Gas nur für den reichen Mann bestimmt wäre. Im Gegentheil — gerade der kleinste Bürgerstand, der Arbeiterstand partizipirt in der gewaltigsten Weise an der Gaslochkfrage. Alles Wissenswerthe über diesen allgemein interessirenden Gegenstand behandelt ein fesselnd geschriebener Aufsatz im neuesten Hefte der weit verbreiteten illustrierten Familienzeitschrift „Zur guten Stunde“ (Berlin W., Deutsches Verlagshaus Bong u. Co., Preis des Vierteljahrsheftes 40 Pfg.), an welchen sich eine Fülle von zeitlichen wie illustrativen Darbietungen in der bekannnten vollendeten Ausführung dieser vornehmsten deutschen Familienzeitschrift anschließt. Der Roman „Peter Goddons Tochter“ beschäftigt unsere gelegentlich der ersten Fortsetzung ausgesprochenen Erwartungen durch die ausgezeichnete Frische und Geschicklichkeit, mit welcher der spannende Grundgedanke fortgeführt wird; ferner wird ein reich illustrirter, flott geschriebener Artikel „Die Balzjagd“ besonders interessiren, in einem Aufzuge: „Die Post auf dem Lande“ wird die Entwicklung der modernen Post beleuchtet, ein neuer weiblicher Erwerbszweig „Die Orthopädin“ bringt durch Text und Illustration speziell die Eltern erwachsener Kinder interessirende Fingerzeige, Liebhaber unserer Hausmusik finden in einer reisenden Gedlkomposition des bekannnten Romanchriftstellers Heinrich Volkrat Schuhmacher, des Verfassers des berühmten humoristischen Romans „Das Hungerloos“, eine Werke deutscher Musik u. s. w. Alledem schließt sich die allbeliebte Abtheilung „Für unsere Frauen“ mit ihren werthvollen Beiträgen zur Hauswirthschaft, Gesundheitspflege, Frauenarbeit, Haus- und Zimmergärtnerei, Hausviehzucht etc. an, um in Verbindung mit der Gratisbeilage „Illustrirte Klassikerbibliothek“, welche Schafepareus Kaufmann von Venedig“ fortführt, auch dieses Heft von „Zur Guten Stunde“ wiederum auf der Höhe der modernen Journalistik zu zeigen.

Verantwortl. Redakteur: Dr. Walther Gebensleben. Rotationsdruck und Verlag von Otto Zitel, Halle (Saale), Leipzigerstr. 87.